

Montag, 5. September 2022 **Kultur**

Halb Heimsuchung, halb Versprechen

Mit „I am not in a Room“ nach Emily Dickinson eröffnen Rose Breuss, Charlotte Wilde, Michael Vogel und Kai Chun Chuang die neue Spielzeit.

Von Steffen Georgi



„I am not in a Room“ mit Michael Vogel (Licht- und Figuren-Interventionen), Kai Chun Chuang (Tanz) und Carola Wilde (Musik) Foto: Dana Ersing (Westflügel)

Figurenspiel, Tanz, Live-Musik, große Poesie – alles in einem Stück. So darf eine Theatersaison ruhig mal beginnen. Am Wochenende hatte im Westflügel „I am not in a Room“ Premiere, eine Inszenierung, die für eine konzentrierte Stunde der Dichtung Emily Dickinsons Raum gibt – und dabei tatsächlich, ganz ihrem Titel folgend, den Raum verlässt. Genauer: Den Bühnenraum mit gezielt spielerischer Freiheit weitet, ohne sich in diesem Spiel, in dieser Freiheit zu verlieren. Meistens jedenfalls.

Nach gewöhnlichen Maßstäben ist die Biographie der amerikanischen Dichterin Emily Dickinson (1830–1886) eine der maximalen Ereignislosigkeit. Geboren und gestorben in Amherst/Massachusetts, verbrachte Dickinson ihr ganzes Leben in der elterlichen Villa. Kaum dass sie dort ihr Zimmer verließ für Spaziergänge, die sie zudem bevorzugt nachts

und ganz in Weiß gekleidet allein mit ihrem geliebten Hund unternahm. Ein Erscheinungsbild puritanischer Gespensterhaftigkeit, eng verwoben mit einem Gefühl des Unglücks, der Enge, Einsamkeit und Verlorenheit. Zumindest nach heutigen gewöhnlichen Maßstäben.

1789 Gedichte hat Dickinson geschrieben. Maximal zehn wurden zu Lebzeiten veröffentlicht, allesamt anonym. Ihrer Zeit war diese Dichterin voraus. Und das so sehr, dass man sich – zumal in der deutschen Rezeption – noch lange und hartnäckig darauf versteifte, Dickinson vorrangig als reine Naturlyrikerin zu lesen. Das ist gottlob vorbei. Wie thematisch vielseitig, wie sprachlich modern, wie zeitlos viele dieser Gedichte sind und welches Inspirationspotenzial bis heute in ihnen wohnt, zeigt nicht zuletzt „I am not in a Room“.

Die Regisseurin und Choreographin Rose Breuss versammelt dafür auf der Bühne Charlotte Wilde (Musik), Michael Vogel (Licht- und Figuren-Interventionen) und den Tänzer Kai Chun Chuang. Nüchtern ist das Setting zu Beginn: Im nuancenlos flächigen Licht steht auf der einen Seite Charlotte Wilde hinter Keyboard und Mikro, gegenüber lehnt Michael Vogel gelassen an der Wand. Zwischen ihnen harrt Kai Chun Chuang der Dinge. Alles wirkt ostentativ nüchtern und schlicht. Drei Personen in einem sehr präsenten Raum – „lyrisch“ mutet hier erst einmal gar nichts an.

Doch schon die ersten leisen Akkorde lassen ahnen, dass sich das ändern wird. Etwas Kinderliedhaftes schwingt da mit. Etwas Unbedingtes, dynamisch Tastendes, wie ein Nach-Worten-Suchen, das sich bald zu einer leise anwachsenden Rhythmik fügt, die ihrerseits aus der Metrik der Verse, aus den Worten Emily Dickinsons erwächst, die Wilde in Folge klar und angenehm unprätentiös intoniert. Und die Kai Chun Chuang ebenso in Bewegung setzt, wie wenig später Michael Vogel samt seinem wie aus dem Nichts gezauberten insektenhaften Spinnenfinger-Wesen.

Filigran und zäh zugleich wirkt das, halb Heimsuchung, halb Versprechen. Was ist das? Das Gespenst der Enge und Trostlosigkeit? Die fingernde Muse als fies fiebriger Alptraum? Ein Wesen der Verlockung? Oder doch eines der Bedrängnis? Es bleibt nicht das einzige Rätsel-Wesen, das hier seinen Auftritt hat. Angelockt von Wildes Gesang und – mehr noch – vom Tanz Chuans.

Denn dieser Tanz, er ist Herzstück und Rückgrat der Inszenierung. Er macht sie erst möglich. Er erfüllt das Versprechen ihres Titels. Denn Tanz heißt ja vor allem auch dies: den Raum weiten, heißt, sich im Raum bewegend den Raum verlassen zu können, heißt, den Raum vergessen machen. Kai Chun Chuang gelingt das großartig, gerade auch dann, wenn er dezidiert gegen den Raum antanz, die Bühnenwände mit einer lässigen Leichtfüßigkeit anspringt, an ihnen lehnt, in sie hinein zu sinken oder aus ihnen heraus zu treten scheint. Oder mit dem eigenen Körper virtuos jene Erscheinungen, jene Figuren und ihre Bewegungen nachformt, die, aus welcher Welt auch immer, ins diffuser werdende Licht der Bühne treten. Was Chuan bietet, ist tänzerischer Ausdruck vom Feinsten. Ohne simpel zu illustrieren, korrespondiert das geradezu intuitiv und folglich perfekt mit den Texten Dickinsons, die in der Inszenierung zahlreich zu Gehör kommen.

Zu zahlreich womöglich. Zum Endspurt hin verliert „I am not in a Room“ ein wenig an Puste und Dichte, zieht eine dezente aber spürbare Redundanz ins Spiel ein. Entbehrlich ist auch die finale Publikumsinteraktion, in der Zuschauerinnen und Zuschauer Gedichtpassagen vorlesen. Das ist charmant, aber die sehr eigene Magie der Inszenierung geht dabei, wenn auch glücklicherweise erst zum Schluss, doch flöten. Gleichwohl: Im Gesamteindruck bleiben die Schwächen marginal. Der begeisterte Applaus am Ende hat seine guten Gründe.

„Ich lebe – weil ich nicht/ In einem Zimmer bin“ lautet die Zeile Emily Dickinsons, von der sich diese Inszenierung ihren Titel lieh. „Ich wohne in der Möglichkeit“ heißt ein anderer Satz aus einem anderen Gedicht, der ahnen lässt, wie diese Frau, wie diese Dichterin es vermochte, sich in ihrem Zimmer sitzend, aus diesem herauszuschreiben. Und das Zeit ihres Lebens. Mit gewöhnlichen Maßstäben ist das nicht zu bemessen.

„Ich wohne in der Möglichkeit“ – interessanterweise fällt im Westflügel dieser Satz nicht. Für das aber, was er bedeuten kann, erweckt diese Inszenierung ein Gefühl. Es spricht schlichtweg von den wunderbaren Möglichkeiten, die der Kunst innewohnen.